

Vorwort

Ist es legitim, die biblische Hermeneutik so unbefangen als ‚Paradigma‘ zu bezeichnen, wie es der Titel des vorliegenden Buches suggeriert? Zumindest der evangelischen Theologie, der das Schriftprinzip ja bis heute als *die* maßgebliche letztbegründende Instanz und damit als fundamentale Basis ihrer gesamten Fachlichkeit gilt, dürfte diese Zuordnung einige Beschwerden bereiten. Denn was auf den ersten Blick wie eine harmlose begriffliche Spielerei anmutet, für die bestenfalls ein gewisser Teil der exegetischen oder systematisch-theologischen Fachgelehrsamkeit überhaupt Interesse aufbringen kann, zieht bei konsequentem Durchdenken weit reichende (und für manche sicherlich unerwünschte) Konsequenzen für das gesamte disziplinäre Selbstverständnis der Theologie nach sich. Wollte man sich ernsthaft auf diese Zuschreibung einlassen, hätte man damit nämlich einige implizite Setzungen zu akzeptieren, die in der Lage wären, das epistemologische Fundament der gesamten theologischen Disziplin zu erschüttern. Worin bestehen diese Setzungen?

Zum ersten: Wer die biblische Hermeneutik als ein wissenschaftliches Paradigma betrachtet, stellt sie dadurch unter das Vorzeichen der Kontingenz. Dem gängigen Paradigmenverständnis Thomas Kuhns¹ zufolge handelt es sich bei einem Paradigma um nicht mehr und nicht weniger als ein von den soziokulturellen Bedingungen seiner jeweiligen Entstehungszeit abhängiges kollektives Denkmuster. Es bildet einen Grundkonsens innerhalb einer wissenschaftlichen Diskursgemeinschaft über Annahmen und Vorstellungen ab, die es ermöglichen, in einem bestimmten Horizont von Fragestellungen plausible Lösungen zu generieren. Paradigmen repräsentieren damit keine überzeitlichen Ordnungen und kein göttliches Erkenntnisprinzip, sondern sind – oftmals unbewusste und von ihren Protagonisten nicht explizit reflektierte – Axiom- und Hypothesengebäude. Diese wiederum sind einem stetigen Wandel und der Notwendigkeit zur unablässigen, kritischen Neubewertung ihrer Leistungsfähigkeit unterworfen. Scheint diese Leistungsfähigkeit nicht mehr in hinreichendem Maße gegeben, ist nach Kuhn ein Wechsel des vorherrschenden Paradigmas unausweichlich.

Zum zweiten liegt den folgenden Überlegungen – wiederum in Anlehnung an Thomas Kuhn und sein Konzept der ‚wissenschaftlichen Revolution‘ – die Annahme zugrunde, dass Paradigmenwechsel sich nicht langsam und unmerklich vollziehen, sondern sprunghaft im Modus der revolutionären Ersetzung eines erkenntnistheoretischen Koordinatensystems durch ein anderes. Insofern der Titel dieses Buches ausdrücklich für ein neues Paradigma plädiert, impliziert dies, dass für den Verfasser die Grenzen der Leistungsfähigkeit des hermeneutischen Paradigmas erreicht sind, sodass es im Folgenden

¹ Grundlegend dargestellt in Thomas Kuhn, „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Frankfurt a.M. 2002.

nicht mehr um eine Ergänzung und Ausweitung des alten bibelhermeneutischen Paradigmas, sondern um dessen Ersatz durch ein neues – in Ermangelung eines geeigneten geprägten Begriffes neologisch als ‚posthermeneutisch‘ bezeichnetes – Paradigma gehen soll.

Ist dieser Blickwinkel seinem Gegenstand angemessen? Betrachtet man den Diskurs der biblischen Hermeneutik in seinem historischen Wandel, so fällt auf, dass sich im Lauf seiner Geschichte zweifellos manche methodische Innovation und manche Umwälzung innerhalb seiner Grenzen ereignet hat, aber erstaunlicherweise eben nur *innerhalb* seiner Grenzen. Das epistemologische Konzept der biblischen Hermeneutik als Ganzes ist seitens der Theologie hingegen nie grundlegend infrage gestellt worden. Mit anderen Worten: Ein tief greifender Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns ist innerhalb der hermeneutischen Theologie offenkundig bislang unterblieben. Warum ist das so? Ist die biblische Hermeneutik wirklich als transzendente Voraussetzung theologischen Denkens und somit als alternativlose *conditio sine qua non* jeglicher Theologie anzusehen, oder spräche nicht viel mehr dafür, sie als *ein* wissenschaftliches Paradigma unter anderen aufzufassen, wenn auch eines mit einem besonderen Beharrungsvermögen und äußerst wirksamen Stabilisierungsmechanismen?

Von der Antwort auf diese Frage hängt eine ganze Menge ab. Denn sobald man das Paradigmenkonzept in diesem Zusammenhang auch nur versuchsweise akzeptiert, öffnet man damit die Schleusen für eine Flutwelle von Folgefragen, etwa: Welche alternativen epistemologischen Konzepte wären jenseits der Hermeneutik überhaupt denkbar, mit denen die Theologie unter Wahrung ihrer disziplinären Identität weiterarbeiten kann? Wie soll man sich einen Paradigmenwechsel praktisch vorstellen? Welche normative Autorität verbleibt der Heiligen Schrift und was wird aus dem Verkündigungsauftrag der Kirchen? Aber vor allem wird sich die Frage aufdrängen: Muss man dieses Schleusentor überhaupt aufreißen? Muss man den letzten Rest an Gewissheit, den der Wandel der Zeit den im Glauben Halt suchenden Menschen gelassen hat, auch noch über Bord werfen?

Ich bin der Auffassung, dass dieser Schritt unumgänglich ist, insofern es sich bei der durch die Hermeneutik vorgespiegelten Gewissheit um eine trügerische Gewissheit handelt, die von den faktischen geisteswissenschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen längst schon bis zur Unhaltbarkeit erodiert worden ist. Das Festklammern am hermeneutischen Paradigma nötigt die protestantische Theologie zum Rückzug in eine Binnenlogik, die sie im Kreis der Geistes- und Humanwissenschaften zunehmend isoliert. Und dies ist nicht nur ein ‚theoretisches‘ Problem der akademischen Theologie. Im Hintergrund dieser These stehen vielmehr ganz konkrete lebenspraktische Erfahrungen. Denn die vorliegende Untersuchung ist keineswegs zum Zweck der Provokation oder gar als wissenschaftliche „Fingerübung“ verfasst worden, sondern sie ist das Ergebnis eines längeren persönlichen Reflexionsprozesses, der eine fachliche, aber auch eine existenzielle Dimension besitzt. Seinen Ausgang nahm dieser Reflexionsprozess in der während meines Vikariats gemachten Beobachtung, dass der Umgang von Kirche und Theologie mit der

hinter den biblischen Texten stehenden ‚Wahrheit‘ gegenwärtig auf mehreren unterschiedlichen Ebenen stattfindet, die zueinander in einem nicht immer produktiven Spannungsverhältnis stehen.

Es ist festzustellen, dass auf der Ebene der kirchlichen Verkündigungspraxis in Predigt und Seelsorge noch immer ein weitgehend ungebrochenes Vertrauen auf die unmittelbar Evidenz schaffende Kraft der biblischen Texte vorliegt. Dieses Vertrauen in die ‚Sagkraft‘ der Texte geht auf ein seit den Anfangsjahren der Reformation verbreitetes Axiom zurück, nämlich auf die Überzeugung, dass – wie Michel de Certeau es ausdrückt – „die Schrift [...] spricht. Der heilige Text ist eine Stimme; er lehrt [...] und ist als das ‚Sagen-Wollen‘ Gottes auf uns gekommen, der vom Leser (eigentlich vom Hörer) ein ‚Hören-Wollen‘ erwartet, von dem der Zugang zur Wahrheit abhängt“².

In den theologischen Fakultäten hat sich dagegen längst die ernüchterte Perspektive der Moderne Bahn gebrochen, dass – wiederum in den Worten Michel de Certeaus – „dieses WORT nicht mehr vernehmbar ist und daß es sich durch die Entstellungen des Textes und die Wechselfälle der Geschichte verändert hat. Man kann es nicht mehr verstehen. Die ‚Wahrheit‘ hängt nicht mehr von der Aufmerksamkeit eines Hörers ab, der die große identitätsstiftende Botschaft in sich aufnimmt. Sie ist nun das Resultat einer historischen, kritischen und ökonomischen Arbeit. Sie beruht auf einem *Machen-Wollen*. [...] Das Sein bemißt sich nach dem Tun, dem Machen.“³ Als antagonistische Instanz dieses ‚Machen-Wollens‘, die die Texte durch Kunstfertigkeit und unermüdliche Produktivität über ihr drohendes Verstummen hinaus zum Sprechen bringen will, lässt sich die biblische Hermeneutik mit ihrem vielfältigen interpretativen Instrumentarium interpretieren.

An den geistes- und kulturwissenschaftlichen Fakultäten schließlich scheint der Prozess des Verstummens der göttlichen Stimme hingegen bereits bis zu deren vollständigem Erlöschen vorangeschritten zu sein. Dort herrscht – um ein letztes Mal Michel de Certeau zu zitieren – die Überzeugung vor, dass „jenes große kosmologische WORT [...] nicht mehr ankommt: es kann den Abstand der Zeitalter nicht überwinden. Die durch ein Wort begründeten Orte verschwinden und die Identitäten, die man für ein Gefäß des Wortes hielt, lösen sich auf. Trauerarbeit.“⁴ Eine religionssoziologisch wahrnehmbare Folge dieses Erlöschens der Stimme ist die „gigantische [...] Anstrengung der ‚modernen‘ Gesellschaften, sich ohne diese Stimme neu zu definieren“⁵. Diese ‚Anstrengung‘ vollzieht sich allerdings weitgehend ohne die unmittelbare Mitwirkung von Kirchen und Theologie. Im Gegenzug beeinflusst sie diese aber umso signifikanter, da sie die epistemologischen Rahmenbedingungen vorgibt, an denen sich die kirchliche Verkündigung aktuell auszurichten hat: An der Einhaltung dieser Regeln bemisst sich, ob die christliche Botschaft im

² De Certeau, *Kunst*, 249–250.

³ De Certeau, *Kunst*, 250.

⁴ De Certeau, *Kunst*, 250.

⁵ De Certeau, *Kunst*, 251.

Leben unserer Gesellschaft ankommt oder ob sie – möglicherweise endgültig – scheitert.

Die drei genannten Ebenen mit ihren disparat erscheinenden Ansprüchen und Prämissen hatte ich als Vikar – nicht anders als meine Kolleginnen und Kollegen auch – vor allem in der eigenen Person zu vermitteln und sie möglichst kohärent und authentisch zur Deckung zu bringen. Diese Aufgabe empfand ich damals oft als Überforderung und als ein auf der rein alltagspragmatischen Ebene unlösbares Problem. Durch meine an das Vikariat anschließende Aufnahme in das DFG-Graduiertenkolleg „Kulturhermeneutik im Zeichen von Differenz und Transdifferenz“ der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg wurde mir in den Jahren 2001–2004 die wissenschaftlich-theologische und vor allem interdisziplinäre Vertiefung dieser Problematik ermöglicht. Das vorliegende Buch geht auf meine damaligen Forschungen zurück und stellt eine überarbeitete und erweiterte Fassung meiner 2005 angenommenen Dissertation „Die erloschene Stimme – Biblische Hermeneutik und postmoderner Wissensdiskurs“ dar.

Über die im Vorwort der Dissertation genannten Personen hinaus möchte ich an dieser Stelle vier Menschen meinen besonderen Dank ausdrücken: Prof. Dr. Wolfgang Stegemann, der mein Projekt von den frühesten Anfängen bis zum nun vorliegenden Abschluss mit unerschütterlichem Wohlwollen begleitete und förderte und der als Mitherausgeber der Reihe ReligionsKulturen dessen Erscheinen in Buchform überhaupt möglich machte; PD Dr. Christian Strecker, der mich beim Umschiffen der praktischen Klippen einer solchen Veröffentlichung lotste; Jürgen Schneider, dem Lektor des Kohlhammer-Verlags und schließlich Andrea Siebert für die Überarbeitung und Formatierung des Manuskripts.

Gerolfingen im Juni 2009

Marcus Döbert